

Sklaven in Altona

Edwin Asamoah schuftet illegal in Hamburg – in Ghana wartet seine Frau auf das Geld aus Deutschland.

Von Anita und Marian Blasberg

Es ist kurz vor 14 Uhr an diesem Hamburger Wintertag, als Edwin Asamoah* aus der S-Bahn steigt und zielstrebig das unterirdische Labyrinth am Jungfernstieg durchmisst. Asamoah, 42 Jahre alt, eilt die Rolltreppen hinauf, er hält sich aufrecht, schaut die Leute an, nicht ducken, denkt er, denn wer sich duckt, der ist verdächtig. Er glaubt, er falle dann in dieser feinen Gegend noch mehr auf als ohnehin, mit seiner dunklen Haut, den Turnschuhen vom Flohmarkt, dem abgewetzten Fleece-Pulli, den er als Jacke trägt. An einer roten Ampel bleibt er stehen, obwohl die Straße frei ist. Die Polizisten haben ihre Augen überall.

Das Restaurant liegt kaum fünf Gehminuten vom Jungfernstieg entfernt. Nebenan ist ein Theater. Unter Kronleuchtern sitzen die Gäste in stilvollem Ambiente und studieren die kleine, ausgesuchte Karte. Asamoah huscht durch einen Seiteneingang in die Küche und weiter in den Keller, wo er sich seine weiße Küchenjacke überstreift. Seit drei Monaten spült er jetzt das edle Porzellan. Jedes Wochenende kratzt er die Reste der Gänseleberparfaits von den Tellern und kippt abgenagte Wachtelknochen in die Tonne. Er ist einer dieser ungezählten Afrikaner, deren Köpfe manchmal flüchtig in den Bullaugen der Küchentüren auftauchen. Er gehört zu jenen Glückssrittern, die in Scharen nach Europa strömen, um hier als Tellerwäscher, Zimmermädchen oder Altenpfleger anzuheuern. 10000 Menschen ohne Papiere lebten allein in Hamburg, schätzt die Stadt; die Nordelbische Kirche vermutet, es seien zehnmal so viele. Eine Statistik gibt es nicht. Und vielleicht darf es sie nicht geben, denn diese Migrant*innen sind ein Heer von Billiglöhnern, über das man lieber schweigt.

Es ist, als kehre sich die Globalisierung plötzlich um. Nachdem sich in den letzten Jahrzehnten das Kapital globalisierte, globalisieren sich nun die Armen. Sie wollen das Versprechen auf Wohlstand einlösen, das mit den Computern und den Satellitenschüsseln auf ihren Kontinent kam. Etwa 50000 Afrikaner landeten im vergangenen Sommer an den Küsten Südeuropas, und niemand weiß, wie viele mit dem Flugzeug kommen, ganz legal mit einem Visum für Besucher. Läuft es aus, tauchen sie unter.

Sechs Euro die Stunde sind gutes Geld – andere tun es für zwei

Wenn Asamoah in der Küchentür auftaucht, dann glänzt sein kahl rasiertes Haupt vom heißen Dampf der Spülmaschine. Edwin Asamoah vom Stamm der Ashanti, ein kräftiger und nicht sehr großer Mann, trägt stoisch ab, was man ihm bringt, immer neue Berge von Geschirr, heiße Pfannen, Töpfe, Gläser. Sechs Euro die Stunde sind gutes Geld – andere tun es für zwei. An seinem ersten Tag im Restaurant fragte man ihn nach Papieren. Er sagte: »Morgen. Morgen bringe ich sie mit.« Er legte sich ins Zeug, und danach fragten sie nie wieder. Man zahlt cash.

Die Ashanti, sagt Asamoah, seien ein stolzes Volk, das es in die Ferne ziehe. Er hat drei Halbbrüder in Europa, zwei in Amerika und einen Onkel in New York. Wenn Onkel Adu nach Ghana kam, war es, als ob ein König Hof hielte. Er trug feine Anzüge und goldene Uhren, wenn er schlief, dann habe man nicht klopfen dürfen. Asamoah verkaufte damals Schuhe. Er lebte mit seiner Frau und seinen Töchtern am armen Rand von Accra, sie teilten sich zu fünf zwei Zimmer. Als Asamoah vor zwei Jahren nach Europa aufbrach, träumte er von einer Tellerwäscherkarriere, wie er sie aus Filmen kannte, er wollte Geld verdienen für ein neues Haus und für das Studium der Töchter. Aber Asamoah landete nicht in Hollywood, sondern in Hamburg-Altona. Die Große Bergstraße, die sich vom Altonaer Bahnhof durch das Viertel zieht, hat ihre guten Zeiten lange hinter sich, das Karstadt-Kaufhaus ist verkommen zur Ruine. Nebenan im Lottoladen lassen sich goldene Zähne gegen eine Handvoll Euro verpfänden. Auf den Bänken kippen Arbeitslose ihren Schnaps hinunter, und manchmal scheint es, als seien all die Afrikaner, die hier in die Callshops eilen, die Einzigen mit einem Ziel.

Wer einsam ist, der sucht ein bisschen Ablenkung im Callshop

Asamoah ist aufgewühlt, als er nach der Arbeit in die Fußgängerzone biegt. Im Restaurant hätten sie ihm gesagt, er brauche nicht mehr wiederzukommen, einfach so, ohne Grund. 350 Euro, sagt Asamoah leise, habe er erst angespart.

»350 Euro. In zwei Jahren.«

Er habe nicht gedacht, dass es so schwierig werden würde, sagt er. Sein Gesicht ist sanft, und an den Schläfen wird er langsam grau. Es dauert, bis er sich einem Fremden anvertraut, denn jeder Weiße, glaubt er, könnte ein Zivilpolizist sein. Wenn Asamoah über Deutschland spricht, dann wirkt er schüchtern. Er versteht nicht, warum Menschen auf der Straße schlafen, warum es Heime gibt, in denen alte Leute leben, warum Frauen auf der Zeitung ihre Brüste zeigen. Asamoah ist ein gläubiger Mann, und wenn er zweifelt, liest er in der Bibel. Seit ein paar Tagen spürt er seinen Rücken, und morgens im Bett rast sein Herz. In Ghana würde er sich auf die kleine Bank vor seinem Haus setzen oder mit den Nachbarn Dame spielen, aber hier in Hamburg kennt er niemanden, und wenn er zu viel nachdenkt, dann sucht er Ablenkung im Callshop.

In der Großen Bergstraße betritt Asamoah einen Laden mit großer Schaufensterfront. Links und rechts reihen sich die hellen Telefonkabinen, auf dem Tresen stehen frische Blumen. Kemal Bilger*, der Besitzer, lehnt dahinter. Er ist 27, ein Türke, der in Osnabrück geboren wurde. Asamoah kommt fast täglich, jeden Monat lässt er hier ein kleines Vermögen.

Er beugt sich über den Tresen und bestellt die Telefonkarte »Africa King«: 35 Minuten für 3,50 Euro. Dann verschwindet er in einer Kabine und rubbelt an der Tischkante den Code frei. Asamoah wählt die Nummer seiner Frau. »Ama?« Seine Stimme klingt jetzt ruhig. Er fragt, wie es den Kindern gehe, den Nachbarn. Er sagt: »Keine Neuigkeiten hier.« Kein Wort davon, dass sie ihn rausgeworfen haben. Er sagt, er habe nun das Geld geschickt. »Ama«, sagt er, »versprich mir, dass du von dem Geld zum Arzt gehst.«

Grace Asamoah, die alle nur Ama nennen, klappt in Ghana ihr deutsches Handy zusammen. Als ob der Arzt ihre einzige Sorge wäre! Es ist Harmattan, die Zeit des Nordwinds, der den Saharasand über die Stadt trägt und ganz Accra in eine Wolke aus Staub hüllt. Ganz sicher wäre Ama heute im Haus geblieben, wäre dies nicht der Moment, auf den sie seit Wochen gewartet hat. Sie steht im klebrigen Dunst der Hauptstraße vor einem Laden namens Import &

Export of General Goods. Nervös betritt sie das Geschäft. Hinter einer Scheibe sitzt ein Mann.

»Du möchtest dein Geld.« Ama nickt schüchtern. »Gib mir den Code!« – »3788«, sagt Ama leise, dann tippt der Mann auf einem großen Taschenrechner herum und schiebt ihr ein Bündel Scheine herüber: 1560000 ghanaische Cedis, 130 Euro. Ama lässt sie schnell in ihrer Handtasche verschwinden. Der Kurs ist schlechter als zuletzt.

»Es ist schwierig ohne Mann«, sagt Ama, als sie später in ihrem türkisfarbenen Wohnzimmer sitzt. Sie braucht das Geld für ihre alte Mutter, für die Stromrechnungen und das Wasser, das immer teurer wird, aber ihr Mann schickt immer seltener etwas. Er weiß nicht, dass sie sich von ihrer Schwester etwas leihen musste, weil ihr kleiner Lebensmittelladen selten mehr als zehn Euro im Monat abwarf. Er weiß auch nicht, dass sie ihn irgendwann veräußert hat und sich vom Erlös einen Ballen Gebrauchtkleider besorgte, um sie auf dem Markt zu verkaufen. Ama lächelt verlegen. Sie warte noch auf den richtigen Augenblick, ihm die Wahrheit zu sagen. Einer dieser Ballen kostet etwa eine Million Cedis, und wenn man Pech hat, findet sich darin ein Haufen Lumpen.

Ama ist eine schöne, kräftige Frau, ihre Haare trägt sie sorgfältig frisiert. Sie duftet nach Parfum, um ihren Hals liegt eine schwere Kette. »Unsere Ama hat sich mal wieder schick gemacht«, tuschelten die Nachbarn, als sie am Morgen das Wasser aus der Pumpe holte. Seit zehn Jahren leben sie in Awoshie, einer Siedlung im armen Norden, wo die Stadt ausfranst und sich in die trockene Fläche dehnt. Es sind schlichte, flache Hütten ohne Wasseranschluss, die dicht an dicht im Sand stehen. Zwischen ihnen spielen Kinder, Hühner picken die Reste vom schmutzigen Geschirr.

Asamoah hat ihr Haus mit den zwei Zimmern damals selbst gemauert und darauf ein Wellblechdach gesetzt. Im Wohnzimmer stehen ein Elektroventilator, ein defekter Videorekorder und zwei Fernseher aus Deutschland. Manchmal schickt Asamoah ihnen Kartoffelmehl von Pfanni, Deichmann-Schuhe oder Lipgloss – Privilegien aus der Welt der Weißen, die sie hier nur aus den Telenovelas kennen. Seitdem ihr Mann in Deutschland ist, klagt Ama, reagierten manche Nachbarn komisch. Das Paar von nebenan gehe ihr nun aus dem Weg. Erst neulich habe die Frau wieder einen Haufen Dreck vor ihre Tür gefegt. »Diese Leute wissen ja nicht, dass früher alles leichter war.« Jeden Sonntag spielte ihr Mann in der Kirche das Schlagzeug. Asamoah kümmerte sich um die Kinder, und er holte das Wasser vom Hof. Sie hatten zwar nicht viel, aber sie waren zu zweit.

Ama war 16, als sie Asamoah traf, den Sohn einer Farmerfamilie. Sie sahen sich heimlich, und mit 19 war sie schwanger. Mit großen Plänen seien sie damals nach Accra gegangen, was, fragt Ama, soll nun daraus werden? Nächstes Jahr müssen sie ihr Haus verlassen, der Pachtvertrag läuft aus, und Land ist kaum mehr zu bekommen. Mehr und mehr Menschen suchen ihr Glück in der boomenden Hauptstadt, niemand weiß, ob es vier oder schon fünf Millionen sind.

»I'm sorry«, flüstert Asamoah, als er die Tür zu einem rot verklinkerten Nachkriegsbau gleich um die Ecke der Großen Bergstraße aufschließt, er hat selten Besuch. Asamoah wohnt zur Untermiete bei einem Ghanaer, der Papiere hat. Die Vorhänge sind zugezogen. Es riecht nach alter Wäsche und nach Fisch, dem Eintopf, den er sich jetzt öfter kocht, weil er vier Tage damit auskommt. Im Zimmer stapeln sich vor einer abgerissenen Tapete Stereoanlagen, die sein Mitbewohner in die Heimat schicken will. Asamoah hat zwei alte Staubsauger

dazugestellt. Es ist ein enges, düsteres Loch. Sie teilen sich nicht nur das Zimmer, sie schlafen auch im selben Bett.

Asamoah setzt sich auf die Bettkante und öffnet einen Trolley, der mit einem Eisenschloss gesichert ist. Alles, was er hat, ist darin, die Lederschuhe, sein afrikanisches Gewand, die goldene Uhr, die er nur in der Kirche trägt. Er fummelt einen vergilbten Umschlag hervor, in dem er Fotos aufbewahrt. Sie zeigen Ama, seine Töchter Faustina, Abigail und die kleine Benedicta, die noch ein Baby war, als er die Familie verließ. Auf einem Foto stehen sie vor einem Opel, Ama trägt ein langes Kleid und einen weißen Hut, und Asamoah, der älter wirkt auf diesem Bild, ein faltenloses Hemd mit Blume am Revers. »Es war ein Sonntag, kurz bevor ich ging«, sagt er. »Wir kamen aus der Kirche, wo wir Geld gespendet haben für die Armen.« Seine Augen leuchten nun. Sie ruhen auf dem Bild, das einen fremden Mann zu zeigen scheint, einen Mann mit Würde.

Dann zieht er einen zweiten Umschlag aus dem Koffer, aber diesmal sieht man auf den Bildern eine andere Frau. Man sieht, wie Asamoah ihr einen Ring über den Finger streift, wie hinter ihnen Leute applaudieren. Einer von ihnen ist sein Onkel John, der diese Scheinehe arrangierte. »Junge, komm nach Hamburg«, hatte John gesagt, als er zu Besuch in Ghana war. »Ich werde mich um alles kümmern, eine Arbeit für dich finden, eine Wohnung. Alles, was du tun musst, ist, meine Freundin Geraldine zu heiraten.« Asamoah sprach mit Ama, sie war einverstanden. Er deutet auf den Trauschein: Geraldine Schwarz, Näherin von Beruf, geboren in Accra. Staatsangehörigkeit: deutsch.

Patricia traute sich nicht zu einem Arzt, jetzt ist sie tot

An Asamoahs Haaransatz erkennt man eine frische Wunde. Am Morgen war er draußen im Industriegebiet, wo er oft als Tagelöhner Container belädt, die seine Landsleute mit dem Schiff nach Ghana schicken. Es regnete, Asamoah verstaute Autositze und Motoren, stapelweise Plastikeimer, und als er nach der Arbeit die Containertür verriegelte, verlor er die Balance und prallte mit dem Kopf gegen den Stahl. Um das Blut zu stillen, habe ein Kollege Bremsflüssigkeit auf die Wunde geschmiert. Er habe sich nicht zum Arzt getraut, sagt Asamoah.

Seinen Lohn, 30 Euro für acht Stunden, sollte er am nächsten Tag bekommen. Er braucht ihn dringend für eine neue Winterjacke, aber Ama bittet ihn seit Tagen um das Schulgeld für die Töchter. Es sind Probleme, die in all den Geschichten der Auswanderer auf Heimaturlaub nie vorkommen. Sie handeln vom Paradies. Es sind Märchen wie das von Mister Mike, über den es in Ghana sogar einen Rapsong gibt. Alle glauben, Mike sei Manager bei einer deutschen Bank, doch als Asamoah ihn kürzlich auf der Straße traf, erfuhr er, dass auch Mike nur Teller wäscht.

Als Asamoah im Februar 2005 in Fuhlsbüttel aus dem Flugzeug stieg, lag Schnee. Er sah staunend auf die Straßen und die Bürgersteige, die großen Häuser, die angeblich seit mehr als hundert Jahren hielten. »Hamburg very nice«, sagte er Ama am Telefon, aber noch am gleichen Tag kassierte Onkel John, bei dem er wohnte, seinen Pass. John erklärte, Asamoah schulde ihm 8000 Euro, dafür, dass er alles arrangiert habe, und wenn ihm das nicht passe, lasse er ihn auffliegen. 3200 stotterte Asamoah ab, doch als er eine Rate nicht mehr zahlen konnte, kam es zum Streit. Er brach mit John, und als seine Aufenthaltserlaubnis auslief, verschwand er aus dem Blickfeld der Behörden. Er war jetzt vogelfrei, ein Illegaler, der kein Konto führen und keine Wohnung mieten kann. Der sich nicht wehren kann, wenn man ihm grundlos kündigt oder wenn er Opfer einer Straftat wird.

»Die Stadt ist voll von ihnen«, sagt der Callshop-Besitzer Kemal Bilger in einem ruhigen Augenblick, »aber niemand will sie wahrnehmen.« Es hat den Anschein, als sehe der Staat absichtlich weg, weil diese Leute ihn nichts kosten. Weil sie die Arbeit machen, die kein Deutscher macht, und weil sie sich aus Furcht vor Abschiebung meist anständig benehmen. Warum also, könnte man fragen, lässt man nicht gewisse Kontingente offiziell für eine Weile bleiben? »Warum«, fragt Bilger, der Gastarbeitersohn, »zwingt man sie zur Schwarzarbeit und verzichtet auf ihre Steuern?« Er trägt wie immer eine Jeans zum schwarzen Sakko. Manchmal hilft er seinen Kunden, wenn sie Briefe der Behörden nicht verstehen, er begleitet sie zum Amt. Die Ghanaer nennen ihn Ashanti, weil er ein paar Brocken ihrer Sprache spricht, und wenn ihn einer fragt, wo er die gelernt habe, tischt er das Märchen auf, dass sein Vater mal Geschäftsmann in Kumasi war.

Asamoah legt eine Zeitung auf den Tresen und deutet auf ein Inserat: »Nebentätigkeit mit Perspektive. 1500 Euro mntl.« Er sagt: »Wenn die mich nehmen, bin ich bald zu Hause.« Seit Tagen sucht er Arbeit, aber in den Restaurants, in denen er sich vorstellte, habe man ihn abgewiesen. Auf dem Containerplatz ist nichts mehr los nach Weihnachten, und seinen letzten Lohn hat er noch immer nicht. Die Zeit verrinnt, ohne dass etwas geschieht, und in Ghana, sagt er, »zählen sie die Tage, die ich weg bin«.

Mit einem Staubsauger düst Mary*, eine junge Frau aus Ghana, über die Flure eines Altonaer Hotels. Das Helgoland ist ein Sichtbetonkasten aus den Siebzigern, die Teppiche sind ergraut, die Betten durchgelegen. Mary reinigt die Toilettenschüsseln und wischt den Staub von alten Fernsehern, und wenn sie fertig ist mit einem Zimmer, klopft sie an der nächsten Tür. »Housekeeping!«, ruft sie dann und hält kurz inne. Sie trägt Leggings und ein weißes T-Shirt mit dem Logo ihrer Reinigungsfirma. Sie verdient zwei Euro pro Zimmer, an guten Tagen schafft sie 15.

Wenn man sie finden wolle, hatte Mary gesagt, dann solle man an der Rezeption nach Betty fragen. Betty* heißt die Frau, auf deren Namen sie hier arbeitet. 200 Euro habe sie Betty gezahlt, damit sie ihr ihre Papiere lieh, wenn sie das erzählt, dann lächelt Mary abgeklärt. Sie ist auf ihrer langen Reise schon in Dutzende von Identitäten geschlüpft. Die meisten Illusionen hat sie längst verloren. 15 Kilo habe sie in Hamburg abgenommen, sagt sie. Ihr fehlt der Appetit, denn wenn sie isst, muss sie an Bismarck denken, ihren Sohn, dessen Name mal wie ein Versprechen klang. Seit Monaten hat sie ihn nicht gesprochen; er ist inzwischen zwölf. Sie sagt: »Der Junge soll seine Mutter nicht weinen hören.« Mary ist eins fünfzig groß, sie hat ein rundes, freundliches Gesicht und glänzende Locken. Normalerweise singt sie bei der Arbeit, aber heute ist sie still. Ihre Kollegin Patricia* ist letzte Woche nicht mehr zur Arbeit gekommen, ein Schnupfen, hatte sie am Telefon gesagt. Sie traute sich nicht zum Arzt, dann war sie tot.

Am Abend sitzt Mary im Callshop auf der Heizung und blickt nervös zu den Kabinen. Sie fragt sich, ob Betty da ist. Betty forderte sie auf zu kündigen, sie will Sozialhilfe beantragen, aber Mary hat sie jedes Mal getröstet. Sie darf die Stelle nicht verlieren. Unruhig rutscht sie hin und her. Sie hält sich aufrecht in ihrer schicken Jeansjacke mit Fellkragen. Sie ist fluchtbereit, wie immer. »Was soll ich sagen«, flüstert sie, »wenn Betty mich entdeckt?«

Mary war 27, als sie ihren Friseursalon zurückließ, um ihrem Sohn ein besseres Leben zu sichern. Sie putzte in einer Bank in Beirut und irrte über die grüne Grenze in die Türkei. Auf einem Kahn im Mittelmeer hatte sie Todesangst, und in einem griechischen Flüchtlingslager habe sie ihren Plan verflucht. In Italien pflegte sie Greise, ehe sie bei einer Razzia auffiel.

»Komm nach Hamburg!«, habe ein ghanaischer Bekannter vorgeschlagen, dem sie ihr Leid klagte. »Ich habe einen guten Job für dich.« Er wollte sie am Bahnhof abholen, aber als Mary aus dem Zug stieg, sei der Mann nicht da gewesen. In ihrer Not sprach sie eine Ghanaerin an. Wenn sie wolle, habe die Frau ihr angeboten, könne Mary bei ihr wohnen und auf ihre Kinder aufpassen, aber als sie sich nach zwei Monaten nach ihrem Lohn erkundigte, habe man sie vor die Tür gesetzt. Wieder klagte sie Landsleuten ihr Leid. Wieder wirkten sie hilfsbereit und ließen sie bei sich wohnen, aber eines Abends seien ihr diese Männer sehr nahe gekommen. Als Mary sich nicht fügen wollte, hätten sie mit der Polizei gedroht. Es war die letzte Illusion, die man ihr raubte.

Angst vor den Abzockern, die ihre Papiere für Geld verleihen

Verzweifelt klaubte sie damals ein paar Sachen zusammen und rannte in den Callshop. »Kann ich dir helfen?«, fragte Asamoah, den sie vom Sehen kannte, und Mary erzählte ihm, was geschehen war. Am nächsten Tag besorgte er ihr ein Zimmer. An Heiligabend kochten sie gemeinsam und schauten Musikvideos. Sie haben sich ein wenig angefreundet, aber ihre Probleme behalten sie für sich. »Ich vertraue niemandem mehr«, sagt Mary. »Auch nicht Asamoah.« Mehr noch als die Polizei fürchten sie die Leute aus dem eigenen Milieu. Die Abzocker, die mit dem Leid der Schwächeren Geschäfte machen, die Geld fordern, wenn man sich ihre Papiere leihen will – für den Arzt oder um sich zu bewerben. Es sind Leute, die Gebühren nehmen, wenn man sein Geld bei ihnen deponiert, und die einen verraten, wenn ihnen irgendwas nicht passt.

»Wir Afrikaner werden wie die Deutschen«, sagt Mary. »Jeder denkt an sich, jeder denkt ans Geld.« Draußen ziehen die Letzten mit ihren Einkaufstüten nach Hause. Mary atmet auf. Betty wird heute nicht mehr kommen. Jeden Tag, sagt sie, wünsche sie sich heim zu ihrer Familie, aber mit leeren Händen könne sie nicht kommen. Eigentlich weiß Mary nicht mehr, was sie will. Neulich hat sie überlegt, ein Kind zu kriegen. Sie glaubt, auf diese Weise bekomme man Papiere.

Marys Flucht dauert nun bereits fünf Jahre. Wie all die anderen Illegalen ist sie gefangen in einer Endlosschleife aus immer neuen Anläufen und Enttäuschungen. Angetrieben von der Angst vor der sozialen Ächtung in der Heimat, reiben sie sich auf, aber irgendwann verlieren sie die Heimat aus dem Blick. Irgendwann verheddern sie sich in einem immer dichter werdenden Gestrüpp aus Lügen, und wer Glück hat, wird nicht kriminell.

»Hast du Papiere?«, fragt der Küchenchef mit strengem Blick. »Yes, Sir«, sagt Asamoah eilig. Die Sonne taucht das Elbufer in goldenes Licht. Die Dübelsbrücker Kajüt ist ein schummeriges Lokal auf einem kleinen Kahn im Hafen von Teufelsbrück, die Wände sind dekoriert mit Seemannskram. »Hast du Erfahrung in der Küche?«, fragt der Küchenchef in seiner weißen Jacke. »Yes, Sir, ich habe in verschiedenen Restaurants gespült.« – »Hier müsstest du auch Salat waschen, Gemüse putzen und den Küchenboden wischen. Ist das ein Problem für dich?« – »No, Sir.« – »Wann kannst du anfangen?« – »Egal«, sagt Asamoah. Es ist eines der deutschen Wörter, die er kennt. »Okay. Wir zahlen sechs Euro die Stunde. 400 Euro werden überwiesen, was darüber hinausgeht, gibt es in bar. 25 Leute haben sich auf den Job beworben. Wenn wir dich nehmen, rufen wir dich morgen an. Und deine Papiere, die sind wirklich echt?«

Seit Weihnachten wartet Ama auf den Container, den Asamoah angekündigt hat, und sie wartet immer ungeduldiger. Erst hieß es, das Schiff sei verspätet wegen schwerer See, dann, es sitze in Lagos fest. Aber jetzt ist es endlich da. Ama geht die Dinge durch, die Asamoah ihr

versprochen hat: DVD-Player, Toaster, Seife. Ein alter Computer für Faustina, Schuhe für Abigail, ein gebrauchtes Fahrrad für Benedicta.

Es ist ein heißer Mittag, als Ama eine Straße im reicheren Süden von Accra überquert, auf der Suche nach dem Laden von Nana Schöller, die den Container in Empfang genommen hat. Geschäft reiht sich an Geschäft, unter dem Schild »Jesus wins« liegen Mercedes-Reifen, der Friseur nebenan bietet einen Haarschnitt »God's Way« an.

Vor einem Laden, der Nana Ventures heißt, bleibt Ama stehen. In einer Kühltheke aufgereiht liegen Handys aus den Niederlanden, im Staub stapeln sich Saftmaschinen aus Polen und Mikrowellen aus Deutschland. Auf dem Stuhl inmitten des Gerümpels thront eine mächtige Frau um die 50. Fünf Mädchen wuseln um sie herum und frisieren ihr die Haare. Amas Blick gleitet ehrfürchtig über all die Sachen. Sie zögert. »Nana Schöller?«

Nana Schöller hat 15 Jahre für ein Hamburger Versandhaus gearbeitet, bevor sie ihr Importgeschäft aufgezo-gen hat. Sie kommt aus demselben Dorf wie Asamoah, und als sie sich zufällig in Bilgers Callshop trafen, vermittelte sie ihm den Job auf dem Containerplatz. Gegen eine Gebühr darf er seine Sachen mit in ihren Container laden. Nanas Laden brummt. In Hamburg sucht sie im Media Markt nach Sonderangeboten, zieht durch Ein-Euro-Läden und über Flohmärkte. Nichts ist derzeit begehrter als finnische Handys, die die deutschen Autos als Statussymbole abgelöst haben.

Der Traum, ein Restaurant zu eröffnen, mit afrikanischem Essen

»Nana hat es geschafft«, sagt Ama, als sie am Abend in ihrer kleinen Küche am Herd steht. Sie bereitet ein Huhn zu, das sie gestern geschlachtet hat. Sie betet jeden Tag, dass auch ihr Mann es schaffen möge. Aber sie drängt ihn nicht, zurückzukommen. Er soll erst kommen, wenn er genug für ein Haus beisammenhat, genug, um einen Importhandel aufzumachen, wie ihn Nana führt. Sie sagt: »Sonst wäre alles umsonst gewesen.«

Im Wohnzimmer deckt Faustina, die Älteste, den Tisch, ein Musiksender läuft. Faustina ist groß und schlank und ihrem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten. Sie sagt, früher habe sie schon geweint, wenn er nur ein paar Tage fort gewesen sei. Sie ruft ihn häufig an, und dann erzählt sie ihm von ihren guten Noten. Sie möchte Ernährungsberaterin werden. Am Arm trägt sie ein Gummiband: »Make Poverty History.«

»Deutschland nice«, sagt Abigail, die Zwölfjährige. Sie sitzt auf dem Sofa und summt die Melodie aus dem Fernseher mit. Abigail würde gern in Deutschland leben. Dort muss es schön und sauber sein. Zum Beweis zeigt sie ein Foto: Ihr Vater in Sonntagskleidung an einer Straßenecke, es schneit, stolz blickt er in die Kamera.

Als die Kinder im Hof den Abwasch machen, betrachtet Ama nachdenklich das Foto. Seine Haut sei heller geworden, sagt sie, und er habe abgenommen. Stimmt es, dass die Deutschen keine Schwarzen mögen? Dass sie kaum ihr Haus verlassen? Dass alles so teuer ist? Es klang so verwirrend, was Asamoah ihr erzählte, und Ama weiß nicht recht, ob sie ihm glauben kann. Am liebsten würde sie zu ihm fahren, um ihm zu helfen. Ein Restaurant eröffnen und afrikanisches Essen kochen. Die Deutschen, hat Asamoah gesagt, mögen fremdes Essen.

Wie viele Brötchen muss sie noch schmieren, ehe sie endlich zurückkann? Anita Bah, die in Ghana eine berühmte Schauspielerin war, stellt sich diese Frage oft. Vor 13 Jahren hat sie ihr Land verlassen, seit sieben Jahren ist sie nun in dieser Bäckerei, legal. Morgens um fünf,

wenn die Große Bergstraße noch menschenleer ist, läuft Anita Bah zur Filiale von »Dat Backhus«. Dann streift sie ihre Schürze über und belegt die angelieferten Brötchen mit Lachs, mit Schweinebraten, mit Salami. Später wischt sie draußen im Verkaufsraum die Krümel von den Tischen. »Das ist der schlimmste Augenblick«, sagt sie, denn viele Kunden haben Double Cross gesehen, ihren berühmten Liebesfilm, der als DVD in allen Afroshops liegt. »Look, our African star«, wispern sie, und manchmal schwingt ein Frohlocken mit. Der Star ist jetzt eine von ihnen.

Es ist fast zehn Uhr abends, als Anita Bah dies in gewähltem Englisch erzählt. Sie trägt einen langen Mantel, und als sie vorhin den Callshop betrat, trug sie das Lächeln einer Diva. Anita Bah kommt immer erst, wenn es im Laden ruhig ist. Sie meidet ihre Landsleute, und wenn einer sie erkennt, nickt sie nur kurz. Sie weiß, dass es nichts nützt, an alten Unterschieden festzuhalten. »Hier in Hamburg«, sagt sie, »sind wir alle gleich. Hier sind wir alle unten.« Ihre Kollegen bei Dat Backhus waren in Ghana Architekten und Hotelmanager, und vielleicht ist dies das eigentliche Drama: Es ist die Mittelschicht, die Afrika verliert, jene Leute, die Afrikas Zukunft sein könnten.

Es ist Sonntagnachmittag, als Asamoah, der sich nicht traut, Anita Bah anzusprechen, aus der Kirche tritt und sein Handy wieder auf Empfang stellt. Er trägt eine hellbraune Wildlederjacke, die er sich von seinem Mitbewohner geliehen hat, und läuft durch eine ruhige Wohngegend in Harburg. Als wolle er sich selbst beschwören, spricht er die Worte seines Pastors vor sich hin: »Let the tragedies go. Forget what has passed. At the end of the tunnel, there is light.« Das Handy schweigt. In seiner Mailbox keine Nachricht von der Dübelsbrücker Kajüt.

Asamoah ist müde. Weil sein Mitbewohner nachts oft lange den Fernseher laufen lässt, findet er kaum Schlaf. Um tagsüber die Stunden totzuschlagen, streift er im Media Markt durch die Abteilungen. Er sieht sich Handys an und Flachbildschirme, die so viel kosten wie das Haus, das er in Ghana bauen will. Das ganze Land ist wie ein großes Kaufhaus, zu dem er keinen Zutritt findet.

Immer seltener traut er sich jetzt aus seiner Wohnung. Erst letzte Woche haben sie einen Bekannten festgenommen, und vor ein paar Tagen rettete er selbst sich vor einer Polizeikontrolle auf den Bus. Seit einem Monat habe er keinen Cent verdient. In der Frühe ist er am Containerplatz gewesen, aber der Mann, der ihm noch seinen Lohn schuldet, ist nach Ghana abgereist. Asamoah fuhr zu Bilger und versuchte es noch mal bei diesem 1500-Euro-Inserat, doch diese Nummer ist immer besetzt. Er nimmt sein Handy und versucht zum dritten Mal an diesem Tag, Ama zu erreichen. Als sie sich endlich meldet, fragt er, was das solle und wo sie sei. Ob sie allein sei, will er wissen. Er spürt, dass ihm die Kontrolle mehr und mehr entgleitet. Dass sie sich immer fremder werden. Er kann ihr nicht erzählen, wie aussichtslos hier alles ist. Asamoah schämt sich, er glaubt, Ama würde nichts verstehen. Es gibt Augenblicke, in denen er so verzweifelt ist, dass er in einer deutschen Frau die Lösung sieht. Er sagt, er werde Ama nachholen, eines Tages, ganz gewiss.

»Ashanti«, sagt er leise, während er sich über den Tresen lehnt. »Hilf mir, eine Frau zu finden.« »Hör auf!«, ruft Bilger. »Ich habe keine Partneragentur.«

Viele Afrikaner belästigten ihn mit dieser Bitte, sagt er. Aber immer öfter suchen auch deutsche Frauen einen afrikanischen Mann. Einige von ihnen wissen, dass ein Trauschein für die Illegalen ein Ticket in die Legalität ist. Bis zu 15000 Euro kassieren sie für eine

Scheinehe, und wenn die Männer nach drei Jahren ihre Aufenthaltserlaubnis haben, beginnen sie das Spiel von vorn.

Wenn es um deutsche Frauen geht, hat Bilgers Kunde Philippe* eine einfache Theorie. »Deutsche Frauen«, sagt er, »sind wie Soldaten. Sie wollen die Männer beherrschen.« Philippe steht in einer afrikanischen Disco im bürgerlichen Stadtteil Eimsbüttel. Er lehnt lässig an der Wand und beobachtet die Tanzfläche. Die Luft ist stickig, eng umschlungene Paare drängen sich zum Reggae, junge Männer aus Afrika und deutsche Frauen um die 50. Die Regeln, sagt Philippe, seien klar. »Die Männer suchen Papiere, die Frauen einen Mann.« Er grinst. Vor sechs Jahren lernte er hier Ingrid kennen. Damals dachte er, es würde alles gut.

Wer die Scheinehe drei Jahre durchhält, der darf bleiben

Philippe ist 33, ein zierlicher, gut aussehender Mann aus Benin mit einem schelmischen Lachen. Er trägt eine Jeans mit einer glitzernden Gürtelschnalle und ein enges T-Shirt unter einer Nike-Daunenjacke. Er riecht nach Großküche. Es ist halb zwei Uhr morgens, gerade hat er seine Schicht in einem Thai-Restaurant beendet. Deutschland sollte ihn reich machen. In Benin hat Philippe als Drucker 40 Euro im Monat verdient. Er nimmt einen Schluck Bier, dann erzählt er die Geschichte seines Irrtums.

Ingrid sei nicht schön gewesen, sagt er, aber sie habe sich zu bewegen gewusst. Er beobachtete sie, verzweifelt, weil man seinen Asylantrag abgelehnt hatte. Sie trank Wasser und schaute suchend umher. Ingrid war etwa 20 Jahre älter und 1,80 Meter groß. Er kaufte ihr ein Wasser. Sie sprach fließend Französisch und fragte, wie alt er sei. Sie tanzten, und ein halbes Jahr darauf schafften sie 32 Kisten Bier nach Afrika. Es sei eine rauschende Hochzeit gewesen, sagt Philippe, und Ingrid habe geweint, als man ihn zwei Jahre später endlich nach Deutschland einreisen ließ. Sie arbeitete als Ergotherapeutin und hatte bereits einen 16-jährigen Sohn von einem Ghanaer. Sie war in der CDU und ging in die Kirche, aber irgendwann habe sie sich verändert. Sie habe nun gefordert, dass er putzen solle, einkaufen und kochen. Sie habe ihm verboten zu arbeiten. Sie habe sich doch keinen Mann aus Afrika geholt, damit er nie zu Hause sei. Immer wenn sie von der Arbeit kam, erzählt Philippe, habe er im Wohnzimmer auf Ingrid warten müssen. Dann habe sie ihre Brille aufgesetzt und sei mit dem Finger über die Tischplatte gefahren. Manchmal, wenn sie Staub entdeckte, drohte sie mit Scheidung. »Es war wie im Gefängnis«, sagt Philippe. Immer öfter habe er heimlich Bier getrunken, bevor er sich zu ihr ins Bett legte. Heute ballt Philippe die Faust, damals hielt er still. Durchhalten. Drei Jahre, dann wäre er ein freier Mann.

Keinen Tag länger hielt er durch, am Ende hatte er seinen Stolz eingetauscht gegen einen Papierfetzen, auf dem »Duldung« stand. Er nimmt noch einen Schluck Bier, dann schlängelt er sich durch die Tanzenden und greift sich eine Frau.

»Dear Tina«, schreibt Asamoah ungenlenk, »ich komme aus Ghana und bin seit zwei Jahren in Hamburg. Heute habe ich Dein Inserat im Altonaer Wochenblatt gefunden. Ich bin 42 Jahre alt und habe hier nicht viele Freunde. Meine Frau und Kinder sind in Ghana. Vielleicht hast Du ja Lust, mich zu treffen? Wir könnten reden oder Dame spielen. Herzlich, Asamoah.«

Warum nur schickt er nicht mehr Geld?

Ama sitzt auf der Bank vor ihrem Haus in Ghana, und wenn sie nicht bis Ende der Woche das Schulgeld überweist, wird Faustina fliegen. Manchmal hat sie Angst, dass Asamoah eine Weiße trifft. Dass er sie vergisst.

Manchmal erzählt Asamoah dem Pastor von seinen schlechten Träumen

»Ama, gedulde dich«, hat Asamoah gestern erst gesagt. »Alles wird gut.« Er weiß ja nicht, dass die Männer in der Nachbarschaft ihr hinterherpfeifen. Je länger Asamoah weg ist, umso anzüglicher werden ihre Sprüche. Ama bleibt im Haus und schaut viel fern. Sie sei dick geworden, sagt sie. Und ihre Töchter brauchten eine starke Hand. Die kleine Benedicta werde immer trotziger, und Faustina sei jetzt 17. Das Schlimmste wäre, wenn sie schwanger würde wie die anderen Mädchen im Viertel. Nachts liegt Ama oft wach. Sie ist jetzt 36, und im Kopf überschlagen sich die Fragen: Wann kommt ihr Mann endlich zurück?

Als Asamoah vor ein paar Tagen in der schmucklosen Harburger Mietskaserne saß, in der seine afrikanische Gemeinde ihre Gottesdienste feiert, standen seine Gedanken einen Moment lang still. Er vergaß die deutsche Frau, die ihm nicht zurückgeschrieben hat, und den Küchenchef der Dübelsbrücker Kajüt, der sich nicht meldet. Er vergaß die Sorge um Mary, die ihr Telefon seit Tagen nicht mehr abnimmt. Niemand weiß, ob ihr etwas zugestoßen ist, ob man sie festgenommen hat. Alles hängt an diesem kleinen Stück Papier. Philippe, der eine Duldung hat, konnte sich von seinem Tellerwäscherlohn in Benin ein Grundstück kaufen, und Anita Bah, die Schauspielerin, hat seit Kurzem einen deutschen Freund, der sie ermuntert, bei Casting-Agenturen vorzusprechen. Als Asamoah in der Kirche saß, vergaß er auch die Bank vor seinem Haus, an die er immer denkt. Auf seinem Schoß lag seine Lederbibel. Vorn auf der Bühne stand der schwere Pastor George und fuchtelte mit seinen Armen wie ein Rapper. 50 Leute folgten seiner lauten Stimme, Männer in Nadelstreifenanzügen, Frauen mit kunstvoll gewickelten Kopftüchern. Sie sangen, trommelten und klatschten, und dann standen alle nacheinander auf, um zu erzählen, was sie bewegt. Als Asamoah sich erhob, erzählte er von seinen schlechten Träumen. »Pastor«, fragte er, »warum lässt Gott das zu?«

»Wenn es uns schlecht geht«, sagte Pastor George, »dann will der Herr, dass wir ihn nicht vergessen.« – »Amen!«, riefen sie im Chor.

»Gott lässt euch leiden, weil er daran erinnern will, dass es auf Erden Wichtigeres gibt als Geld und Güter.« – »Amen.«

»Er will, dass ihr die Liebe nicht vergesst.« – »Amen!«, rief Asamoah. Er stieß es hervor wie einen Befehl.

*Namen von der Redaktion geändert